



Conrad Wiedemann

»tolle, von Geschichte
imprägnierte Fassaden«

Dass Hegemann ein Gespräch über die Zukunft der Akademien nicht verweigern würde, habe ich geahnt. Er gehört zu den exzellenten Eigenbrötlern, die sich vor 40 Jahren keine Professur schenken ließen, also auch nie in eine Akademie gewählt wurden. Entsprechend seinem Wahlspruch »Eine Gunst empfangen bedeutet ein Stück Freiheit verkaufen« betreibt er seine Forschung gänzlich privat und unorganisiert, was allerdings nicht heißt, dass ihm die akademische Welt (er nennt sie »organisierte Wissenschaft«) gleichgültig wäre. Im Gegenteil. Er ist geradezu begierig auf meine kleinen Geschichten aus Seminar und Akademie und erlebt die gegenwärtige Rache der Bürokratie an der Professorenarroganz als Tragikomödie, ja als Grand Guignol. Ich sage dann: »Du tust dich leicht – Schiffbruch mit Zuschauer«, und er antwortet: »Ich sehe keinen Schiffbruch, nur die Zunahme der Container.« Vielleicht wäre er gern Redakteur der GEGENWORTE geworden.

Hegemann: Was ist der Anlass eurer Themenwahl?

Ich: Vermutlich die Verwunderung darüber, dass im großen und gewaltsamen Revirement unseres Metiers die traditionellen Akademien ziemlich unbehelligt geblieben sind. Während die Universität dabei ist, ihr Gesicht zu verlieren, die Forschung sich in separate Nobelquartiere davonmacht und dazwischen Discount-Institute aufschießen, die sich als »University« bezeichnen dürfen – während all dies heiter auf- und abgeht, können die regionalen Wissenschaftsakademien auf gleichbleibende, wenn nicht steigende öffentliche Geltung vertrauen und ruhig ihre Aufgaben und Ziele bedenken. Niemand fragt sie, wozu sie gut sind, also tun sie es selber.

H.: Deine Selbstgefälligkeit klingt nicht gut. Du verdrängst etwas. Eure Demütigung durch Halle.

Ich: Du meinst die Ernennung der Leopoldina zur deutschen Nationalakademie? Für mich eine deutsche Kauzigkeit. Ein Jahr danach ist sie öffentlich so gut wie vergessen.

H.: Ich sagte doch: Du verdrängst etwas.

Ich: Also ich bitte dich sehr. Wir haben doch schon einmal durchgespielt*, wie das bei uns geht. Einer bringt die alte Frage der Nationalakademie aufs Tapet, vielleicht diesmal mit besonders guten Gründen, und schon fällt die mentale Klappe. Nichts Zentrales! Nichts Hauptstadtisches! Also Berlin keinesfalls. Aber auch nicht München und Leipzig. Heidelberg, Mainz und Düsseldorf fehlt als Gründungen des 20. Jahrhunderts das historische Flair. Blicke Göttingen, das mit seinen illustren Namen von Lichtenberg bis Heisenberg allerdings wie eine Ranglistenentscheidung gegen Berlin und München aussähe. Aus dieser Klemme hilft dem erfahrenen deutschen Kulturpolitiker die 1652 von drei Schweinfurter Ärzten gegründete und bald darauf vom Kaiser privilegierte Leopoldina, die keinem missfällt, aber auch keiner sich wirklich als Nationalakademie vorstellen kann. Alles an ihr ist besonders und alles irgendwie phantomhaft. Niemand weiß, wie sie fast 200 Jahre lang als provinzielle Wanderakademie an vielen Orten, nämlich immer dort, wo der Präsident gerade wohnte, funktionierte, und niemand weiß, wie sie heute mit ihren mehr als 1300 Mitgliedern aus aller Welt, also dem Vielfachen normaler Akademien, funktionieren soll. Jedenfalls finde ich im Netz nichts Genaueres darüber, außer dass sie sich vorerst an die Berlin-Brandenburgische Akademie und deren Seitenspross »acatech« anlehnen wird – was immer das heißt.

H.: Ich darf dich unterbrechen. Was du sagst, mag ja stimmen, aber ich meine etwas ganz anderes. Dass nämlich mit der Wahl der Leopoldina, der »Deutschen Akademie der Naturforscher«, die internationale Repräsentanz der deutschen Wissenschaft allein den Naturwissenschaften anvertraut wurde. Die Entscheidung für die Leopoldina ist also – nach 300 Jahren der disziplinären Balance in den deutschen Wissenschaftsakademien – eine Entscheidung gegen euch, die Geisteswissenschaftler. Mein Lieber, ihr seid zweite Wahl, ihr seid nicht



mehr repräsentabel, und die Chuzpe, mit der die Hallenser jetzt in ihrer 28. und letzten Sektion, die den Namen »Kulturwissenschaften« trägt, eine Riege Alibi-Humanisten nachliefern, sollte euch im Magen liegen.

Ich: Ach, lieber Freund, wer die Sache verstünde, könnte dir getrost beispringen. Aber das ist kaum möglich, denn nicht nur die Geisteswissenschaften sind in Halle abgemeldet, sondern auch die viel renommierten Technikwissenschaften. Sie waren in der bisherigen Sektionseinteilung überhaupt nicht vertreten und nehmen in der neuen Klasseneinteilung, die du offensichtlich noch nicht kennst, einen genauso kleinen Bruchteil ein wie die »Kulturwissenschaften«. Nähme man diese Mini-Korrekturen als ernst gemeinten Keim einer zukünftigen Gesamtakademie, dann müsste man – nach über 350 Jahren im Dienst der Naturwissenschaften, oder genauer noch: der Medizin – für den Umbau wohl 10, 20 oder gar 30 Jahre veranschlagen, was im Klartext hieße, dass die Leopoldina auf geraume Zeit hinaus eine nur symbolische Nationalakademie wäre, bevor sie ihre repräsentativen Verpflichtungen irgendwann einmal ohne Mithilfe anderer Akademien erfüllen könnte.

H.: Dein Einwand ist leider schlagend und bringt einen auf die Idee, die Initiatoren könnten Grundsätzlicheres im Sinn gehabt haben. Zum Beispiel die Systemumstellung von den ganzheitlichen Regionalakademien zu den spezialisierten Nationalakademien. Zu den Naturwissenschaften in Halle kämen dann vielleicht die Technikwissenschaften in Wolfsburg und die Kulturwissenschaften in Weimar. Oder aber die Umstellung vom bisherigen Präzedenztypus zum zukünftigen Organisationstypus, der anstatt eines eigenen Hauses und eigener Grundlagenforschung internationale Netzwerke und Beratungsdienste betreibt. War das nicht immer schon die Tendenz der Leopoldina?

Ich: Du hast recht. Die Leopoldina war wohl nie auf Präsenz, sondern auf Korrespondenz und Publizistik eingestellt. Schon Leibniz, der bekanntlich selbst von einer deutschen Zentralakademie träumte, hielt sie mehr für eine sammelnde als forschende und initiiierende Einrichtung und trat ihr nie bei. Er begnügte sich dann mit Berlin und begründete so das System der deutschen Regionalakademien.

Was im Übrigen deine Schreckensvisionen betrifft, so kann man sie sicher nicht ausschließen. Die Entwicklung der Wissenschaften will schließlich auch auf dieser Ebene weitergedacht werden. Allerdings glaube ich nicht,

dass das von der »Union« der deutschen Wissenschaftsakademien so engagiert verwaltete Traditionssystem ernsthaft in Gefahr ist. Eher ist es umgekehrt. Mit Rücksicht auf die EU-Normalität haben auch wir jetzt eine Zentralakademie, die allerdings so virtuell ist, dass die Lebendigkeit der Regionalakademien nur umso stärker ins Auge fällt. Nicht zufällig gibt es ja einschlägige Neugründungspläne. Zu Berlin, Göttingen, München, Leipzig, Heidelberg, Mainz und Düsseldorf ist neuerdings, wohl vorbereitet, Hamburg getreten, und möglicherweise schließen sich auch noch andere Lücken.

H.: Was sicher geschehen wird, obwohl ich sie nicht sehe. Umso besser gefällt mir dein Argument von der Lebendigkeit, das die herkömmlichen Ansichten auf den Kopf stellt. Früher galten die Universität und die Forschung als Inbegriff wissenschaftlichen Lebens und die Akademie als Ort der Normierung und Bewahrung. Sollte sich das wirklich umgekehrt haben? Und wenn ja, warum?

Ich: »Umgekehrt« ist sicher zu stark. Aber mit der Degradierung der Uni zur Lernmaschine und der streng organisierten Forschung sind deren Mythen merkwürdig verblasst. Wie die Studenten Credit Points sammeln, interessiert niemanden, und vom Abenteuer der Forschung à la Marie und Pierre Curie ist nur der Schatten der CSI-Pathologen geblieben. Die Forschung wird zwar immer erfolgreicher, aber auch immer partikulärer und unsichtbarer. Es scheint so, als wären die klassischen Akademien der einzige Ort, wo noch kontinuierlich und von Angesicht zu Angesicht über den Zusammenhang all des heillos Auseinanderfallenden gesprochen würde.

H.: Jedenfalls der einzige Ort, von dem das erwartet wird. Und ich sage dir auch, warum. Weil ihr allein in der Mitte übrig geblieben seid.

Ich: Was soll das heißen? Wir fühlen uns eher ein wenig abgehoben und historisch.

H.: Sicher nicht zu Unrecht, aber das widerlegt mich nicht. Mit »in der Mitte« meine ich ganz einfach eure kartografische Lage. Eure Häuser stehen seit je an den schönsten Plätzen der großen europäischen Städte. Es sind durchwegs repräsentative Häuser, meist Stadtpalais, manchmal Schlossflügel, später historistische und sogar jugendstilige Renommierstücke, und niemand hat sie euch je streitig gemacht.

Ich: Gilt das nicht ebenso und noch mehr für die Universitäten?

H.: Vielleicht ganz am Anfang. Aber eigentlich gab es immer schon die Tendenz, die unzivilisierten Studenten-



horden abzudrängen. Sei es ans andere Flussufer oder, wie 300 Jahre lang in Deutschland, in die tiefste Provinz. Und als 1810 mit Berlin wieder einmal die Stadtuniversitäten in Schwang kamen, war es nicht weit bis zur Idee des Campus. Die Universität tendiert zur Peripherie.

Ich: Platons Akademie lag auch am Stadtrand.

H.: Aber mit der Tendenz zur Mitte.

Ich: Die einflussreichen Evangelischen Akademien weisen in die Gegenrichtung, sie liegen alle in der Landschaft.

H.: Um ehrlich zu sein: Du nervst mich. Ich bin wahrlich der Letzte, der die Bedeutung von Tutzing, Bergedorf et al. für die Bundesrepublik verkennen wollte, aber ›Akademie‹ ist ein semantisch unspezifisches Wort, das immer schon für vieles taugt. Seit Tusculum auch für jedes zweckentfremdete Landschlösschen. Ich dachte, es sei klar, dass wir hier von jenen Akademien sprechen, die seit dem italienischen Humanismus und der naturwissenschaftlichen Revolution des 16./17. Jahrhunderts zunächst in Florenz, Rom und Neapel und danach in vielen europäischen Städten entstanden. Die spätesten, wie schon angedeutet, zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Sie gehören, wie die Börse oder der Justizpalast, zum hauptstädtischen Erscheinungsbild und sind – trotz staatlicher und nationaler Beanspruchungen – wesentlich urban. Als das moderne Bildungs- und Besitzbürgertum, wie es im 19. Jahrhundert entstand, auch Wissenschaft und Kunst für sich reklamierte, erwiesen sich die Akademien als vorzügliche Agenturen dieses Umdenkens. Wo vorhanden, behielten sie die alten Prachtfassaden, wo nicht, bekamen sie neue dafür geschenkt. Nirgends ist das schöner zu beobachten als auf eurem Gendarmenmarkt, wo sich Wissenschaftspalais und Kunsttempel selbstverliebt gegenüberstehen. Während die Universitäten zwischen Sichtbeton dahinleiden und die Forschung sukzessive aus dem Alltag verschwindet, dürft ihr euch zwischen tollen, von Geschichte imprägnierten Fassaden bewegen. Natürlich gibt es so etwas nicht umsonst. Die Bürger, die euch wohlwollend in dieses edle Gemäuer einziehen sehen, erwarten viel von euch.

Ich: Natürlich gefällt uns unser Quartier, aber deinen Wust von Privilegierung und geschichtlicher Verantwortung verbinden wir damit eigentlich nicht.

H.: Ihr müsst ihn trotzdem aushalten. Andernfalls könnt ihr ja nach Adlershof ausziehen und mit den Psychologen tauschen, die dann ihren Stadtneurotikern näher wären.

Ich: Wir haben nicht mehr viel Platz – nur noch 2000 Anschläge (mit Leerzeichen)!

H.: Danke. Ich weiß, dass unsere kulturtopografischen Spiele nicht jedermanns Sache sind. Aber die Beobachtung des Beobachters sollte euch geläufig und die paar Minuten wert sein. Als Außenbeobachter, der dank deiner Fürsorge im Verteiler und dementsprechend in vielen eurer öffentlichen Veranstaltungen ist, darf ich euch einmal auf die Qualität eures Publikums aufmerksam machen. Es ist, wie ihr selbst wisst, immer zahlreich und trotzdem das beste Wissenschaftspublikum, das ich kenne. Damit meine ich nicht nur den Eindruck, dass 90 Prozent der Anwesenden jedes Wort verstehen, das vorne verhandelt wird. Viele, die meisten, verstehen auch – die angenehme Atmosphäre des Hauses einmal beiseitegesetzt – die historische Konstellation, in der sie befangen sind.

Ich: Meinst du nicht, dass es sich vornehmlich um ein kollegiales Publikum handelt?

H.: Durchaus nicht. Nach der Regel vom 41. Stuhl sind meist nur wenige Kolleginnen und Kollegen da. Fachleute schon eher. Die meisten, so will mir scheinen, sind Bildungsbürger im besten Sinn, sagen wir einmal: im Sinn der berühmten Böckenförde'schen Formel. Was sie wollen, ist leicht zu erraten. Sie wollen nicht nur guten, sondern auch klugen, vielleicht sogar weisen Forschern begegnen, die sich jenseits der kurrenten Verhinderungsschikanen – des Lobbyismus, der Medientauglichkeit, der virtuellen Einsamkeit, des Karrieredrucks, des Fachchinesisch und vielleicht sogar der Eitelkeit – über die Möglichkeiten und Grenzen der Wissenschaft in unserer Zeit Gedanken machen. Und sie wollen auch, dass hinter ihrer schönsten Fassade wichtige Werkausgaben entstehen und interdisziplinäre Fachgespräche stattfinden. Sie wollen, vielleicht ein letztes Mal oder wieder neu, Wissenschaft als Teil ihrer Lebenswelt.

Ich: Für wen, du freier aller Geister, soll dieser Idealismus gelten?

H.: Für euer Publikum. Für euch müsst ihr schon selbst einstehen.

* Über den Hauptstadtvorbehalt. Ein Berliner Stammtischgespräch mit Anmerkungen, in: *Summa. Dieter Simon zum 70. Geburtstag*, hg. v. R. M. Kiesow, R. Ogorek und S. Semitis. Frankfurt am Main 2005, S. 609–625